



GEIGEN ZAUBER

Maja Ilisch

i m .
p r e
s s .

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2013

Text © Maja Ilisch, 2013

Umschlagbild: shutterstock.com / © artshock

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-64660-022-3

www.carlsen.de

GEIGEN ZAUBER

Maja Ilisch



Erstes Kapitel



Die Geschichte begann auf der anderen Seite. Es gibt viele andere Seiten, und diese lag auf der anderen Seite der Straße, wohin Mia ausweichen musste, weil ihre beste Freundin beschlossen hatte, dass sie genau das nicht war. Mal wieder.

»Oh-oh!« Carolins Stimme klang plötzlich ganz aufgeregt. »Da hinten – da kommt der Felix!« Und noch bevor Mia auch nur versuchen konnte, sich zu strecken, um die Welt so zu sehen wie ihre fast einen Kopf größere Freundin, redete die schon weiter: »Du, macht es dir was aus, mal eben da rüberzugehen?« Sie deutete auf etwas, das ein Schaufenster sein konnte, ein Ladeneingang oder sonst etwas. Hauptsache, weit weg. »Ist nicht böse gemeint oder so, ich möchte halt nur nicht, dass er mich mit dir sieht!«

Mia schrumpfte um noch ein paar Zentimeter. »Hast du Angst, dass er dich sonst nicht mehr bemerkt, weil er von meiner Schönheit geblendet ist?«, murmelte sie so leise, dass Caro es schon nicht mehr hören konnte, als Mia auf die andere Seite der Fußgängerzone schlurfte. Sie tat so, als würde sie die Auslage eines Optikers betrachten, während sie in Wirklichkeit versuchte, im Spiegelbild der Scheibe ihre Freundin zu beobachten. Carolin plusterte sich auf, fuhr sich noch schnell mit der Hand durch die Haare, zupfte an ihrer Jacke herum, und dann kam auch schon der tolle Felix in Sichtweite, wie immer in Begleitung seines Freundes István. Mia versuchte sich vorzustellen, wie Felix zu István sagte: »Du, geh mal auf die andere Straßenseite, ich will nicht mit dir gesehen werden.« Aber es gelang ihr nicht. So etwas brachte einfach nur Caro. Und nur Mia war so blöd, sich auch noch jedes Mal darauf einzulassen.

Das Spiegelbild verschwamm, als Mia Tränen in die Augen stiegen, und die Welt dahinter wurde zu etwas Fremdem. Mia schüttelte den Kopf, zog die Nase hoch und schlenderte davon, so unbeteiligt sie nur konnte, auch wenn sie innerlich dampfte. Wie das jetzt mit Caro und Felix weiterging, interessierte sie nicht. Selbst wenn Carolin sich furchtbar blamierte, wenn Felix und István sie laut auslachten und stehenließen, zumindest an diesem Tag wollte Mia nichts mehr mit ihr zu tun haben.

Ihre beste Freundin – Mia hätte ja darüber gelacht, hätte es nicht so bitter geschmeckt. Warum tauchte dieser blöde Typ eigentlich erst jetzt auf, wo sie endlich so weit war, Caro alles zu erzählen? Hätte er nicht schon vor einer halben Stunde kommen können und Mia so wenigstens einen grässlichen Stadtbummel ersparen? Mit Shopping konnte sie nicht wirklich viel anfangen, selbst wenn es bedeutete, Zeit mit einer sogenannten Freundin zu verbringen, und an diesem Tag hatte sie sich nur deswegen erweichen lassen, weil sie endlich mit Caro unter vier Augen reden musste. Das hatte sie jetzt davon!

Menschen drängten links und rechts an Mia vorbei, als gäbe es nichts Interessanteres als eine überlaufene Fußgängerzone, und sie selbst stand mittendrin und wusste nichts mit sich anzufangen. Von beiden Bushaltestellen war sie jetzt ungefähr gleich weit weg; sie konnte sich also ebenso gut in ein Café setzen und den Kakao, auf den sie Carolin hatte einladen wollen, alleine trinken, auch wenn ihr schon beim Gedanken daran irgendwie schlecht wurde. Am nächsten Tag in der Schule würde Caro wieder so tun, als wäre nichts gewesen und sich bereitwillig von ihr die Mathehausaufgaben erklären lassen; vielleicht würde sie auch gnädig andeuten, Mia könne sich doch freuen, dass sie wenigstens eine gute Schülerin war, weil sie sonst bestimmt gar keine Freunde hätte. Aber da hatte sich Carolin diesmal geschnitten. Eine Freundin war da, wenn man sie brauchte, und das würde Mia ihr auch sagen, selbst wenn sie danach wirklich ganz allein dastand. Und wenn schon. Wo sollte da der Unterschied sein?

Mia marschierte einfach drauflos, schaute nicht nach links und nicht nach rechts, die Stadt hatte nichts von Interesse zu bieten – aber plötzlich, ohne recht zu wissen, warum, blieb Mia stehen. Sie hörte etwas. Irgendwo spielte eine Geige. Eigentlich nichts Besonderes, bei diesem Wetter verdienten sich dort immer ein paar Musiker etwas dazu, und doch war es diesmal irgendwie anders.

Die meisten Straßenmusiker waren Gruppen von Inkas oder zumindest Leute mit Inkamützen, die alle inbrünstig Panflöte spielten – »El Condor Pasa«, immer wieder von vorne – oder Russen mit übergroßen Balalaikas. Manchmal gab es auch zerfledderte junge Männer mit verschrammten Gitarren, die entweder »Blowing in the Wind« schmetterten oder sich an Chris de Burgh versuchten, aber eine Geige hatte Mia hier draußen noch nie gehört. Zugegeben, sie war auch keine Expertin in Sachen Fußgängerzone.

Aber diese Geige ... Erst dachte Mia, es wäre eine Aufnahme, mit denen die Geschäfte ihre Kundschaft berieselten, denn es klang sehr gut, professionell – und fast ein wenig unwirklich. Doch als sie sich umsah, konnte sie ein Stück die Straße hoch tatsächlich einen Jungen mit seinem Instrument stehen sehen. Es war also doch eine echte Geige und einer, der wirklich darauf spielen konnte. Mia hatte noch nicht sehr viele Violinisten in ihrem Leben gesehen; wenn André Rieu als musikalischer Gast in Fernsehshows auftrat, war das meist eine gute Gelegenheit, aufs Klo zu gehen: nicht weil Mia keine klassische Musik mochte, sondern weil ihr diese Art nicht gefiel, sich mit geschlossenen Augen versonnen hin und her zu wiegen und so zu tun, als wäre das irgendetwas anderes als billiges Playback.

Aber das hier war keine weichgespülte Klassik oder Fahrstuhlmusik, wie man sie in einer Parfümerie zu hören bekam. Tatsächlich konnte Mia noch nicht einmal sagen, aus welcher Epoche das Stück stammte geschweige denn von welchem Komponisten. Sie bildete sich ein, wenigstens Mozart erkennen zu können, also schied der schon mal aus. Aber was war es dann? Es war Musik. Musik, die sie anzog.

Am Straßenrand, neben einer kleinen Bäckerei und halb im Schatten eines Hauseingangs, stand einer, dem es nur um die Musik ging. An diesem Ort fiel er kaum auf, und so, wie der Junge aussah, ging es ihm auch nicht darum, gesehen zu werden. Er musste ungefähr in Mias Alter sein, vielleicht etwas älter, aber das konnte auch daran liegen, dass er ziemlich abgerissen aussah – nicht gerade wie ein Musikschüler, der sich einmal die Woche nachmittags zwischen den Hausaufgaben und dem Fechtunterricht für eine Stunde in die Fußgängerzone stellte, um das Geld für die Sprachreise nach Schottland zusammenzubekommen, sondern mehr wie einer, der nachts in genau dem Hauseingang schlief, vor dem er jetzt stand und sein Können darbot. Eigentlich ein hübscher Kerl, nach dem, was Mia von seinem Gesicht sehen konnte, und den dunkelblonden Locken, die vielleicht mal eine Wäsche vertragen konnten. Dass die alte braune Jacke und die Cordhose, in der bereits Napoleon gekämpft haben musste, diesen Eindruck zunichtemachten, schien ihm herzlich egal zu sein. Es ging ihm nur um die Musik, sie allein sollte man bemerken, nicht ihn, der sie machte.

Und dann die Geige! Mia war keine Expertin für Musikinstrumente, aber sie wusste, dass niemand eine Million Euro für eine Blockflöte zahlen würde. Bei Geigen hingegen hörte man den Unterschied zwischen Gut und Schlecht auch mit ungeübtem Ohr, und um so zu klingen, brauchte es eine verdammt gute Geige oder einen verdammt guten Geiger oder am besten beides. Aber hier stand einer, der zwar ein solches Instrument besaß, doch wahrscheinlich nicht einmal genug Geld in der Tasche hatte, um sich in der Bäckerei nebenan ein Rosinenbrötchen zu kaufen.

Das passte nicht zusammen. Der Junge stand da mit geschlossenen Augen und einem Lächeln auf den Lippen. Kein Notenständer, er spielte alles auswendig, vor ihm der aufgeklappte Geigenkasten, in den die Leute ihr Kleingeld werfen sollten. Doch soweit Mia, die aus sicherer Entfernung unauffällig zu ihm hinüberschielte, sehen konnte, war da kaum etwas drin. Niemand blieb stehen; und wo sich sonst halbkreisförmige Menschentrauben

selbst um mittelmäßige Straßenmusiker scharten oder auch um diese grässlichen Pantomimen, die nichts weiter taten, als alle halbe Minute ihre Position zu verändern, gingen die Leute einfach vorbei, ohne auch nur in die Richtung des Jungen zu schauen.

Mia zwinkerte. Einen Moment lang hatte sie Angst, dass sie sich das Ganze nur einbildete, dass sie einen Musiker sah und hörte, wo keiner war. War das etwa der Anfang? Kamen erst die Geiger und dann die Stimmen, die einem befahlen, aus dem Fenster zu springen? Und waren diese Stimmen dann auch so, dass man ihnen unbedingt zuhören wollte? Doch der Junge und seine Musik verschwanden nicht, noch nicht einmal, als Mia vorsichtig nähertrat.

Wie nah durfte man wohl an einen Straßenmusiker rangehen, bevor der sich belästigt fühlte? Klar, anfassen schied natürlich aus. Und ehrlich: Mia mochte auch eigentlich lieber nicht wissen, wie der Junge roch. Aber trotzdem, irgendwie wollte sie den Beweis, dass er echt war. Sie griff in ihrer Jackentasche nach dem Portemonnaie, und ohne es hervorzuholen, fischte sie etwas Kleingeld heraus. Damit sollte es gehen. Wenn die Münzen im Geigenkasten landeten, auf dem Polster aus dunkelrotem, ein wenig abgewetztem Samt, klang das anders, als wenn sie in Wirklichkeit auf die Straße fielen. Und so oder so hatte der Geiger zumindest ein wenig Aufmerksamkeit verdient.

Mia zögerte kurz, ehe sie das Geld in den Kasten warf. Normalerweise gab sie Bettlern kein Geld, sie ging davon aus, dass sie es ohnehin sofort vertranken, ganz abgesehen davon, dass sie einfach nicht reich genug war für so was. Wenn man die Geige mal ignorierte, sah der Junge auch kaum anders aus als die Kerle, die einem immer hinterherliefen und »Hasse ma' 'ne Mark?« riefen, als hätten sie die Einführung des Euros glatt um mehr als zehn Jahre verpennt. Aber sie bezahlte nicht den Jungen, sie bezahlte die Musik, und die war gut.

Langsam merkte Mia, dass sie sich gleich viel besser fühlte, nur vom Zuhören. Ihre Wut auf Caro war wie weggewischt und mit ihr all die anderen

Sorgen. Das allein war ihr ein bisschen Kleingeld wert, eigentlich sogar ein bisschen mehr, aber so viel hatte Mia nicht, vor allem, wenn sie gleich noch einen heißen Kakao mit Sahne trinken wollte.

Die Münzen landeten sanft und lautlos im Geigenkasten und Mia atmete erleichtert auf. Alles war echt, der Geiger, die Geige, das Spiel – keine Einbildung, keine fremden Stimmen, nichts, wovor man sich fürchten musste, außer vor der Tatsache, dass die Stadt nur von Banausen bevölkert war, die das Schöne selbst dann nicht erkannten, wenn es direkt vor ihnen stand.

Ohne sein Spiel zu unterbrechen, blickte der Junge auf, und für einen Augenblick schaute Mia in die schönsten Augen, die sie jemals an einem Menschen, erst recht an einem Jungen, gesehen hatte: mit langen Wimpern und einer Farbe, die sie spontan golden genannt hätte statt einfach nur braun. Dann senkte er den Blick wieder, doch sein Lächeln schwebte zu ihr hinüber, sodass Mia erschrocken einen halben Schritt zurücktrat. Sie war nicht daran gewöhnt, von Jungen angelächelt zu werden, und ihr Gesicht fing plötzlich an zu brennen – was war das, wurde sie etwa rot?

Fast hätte ihre Feigheit gesiegt, wäre Mia hastig weitergelaufen, ohne sich noch einmal umzusehen, aber in dem Moment veränderte der Junge sein Spiel. Nicht, als ob sein Stück zu Ende war und er das nächste anfing, sondern mittendrin, einfach so, und das, was er jetzt spielte, war nur für Mia und für niemanden sonst. Sie konnte es sich nicht erklären, nicht mit Verstand und nicht mit Worten, aber die Melodie, die er jetzt spielte, schloss ihr – mehr noch als das Stück davor – einfach das Herz auf. Es fühlte sich an, als wäre dieses Stück nicht nur für sie gespielt, sondern vielmehr für sie allein komponiert. Sie blieb stehen, wo sie war, ganz gelähmt vor Ergriffenheit; sie konnte nicht anders. Einen Augenblick lang war sie sogar bereit, den gesamten Inhalt ihres Portemonnaies in den Geigenkasten zu leeren, wenn es nur den Jungen dazu brachte, so weiterzuspielen und nie wieder aufzuhören. Den gesamten Inhalt ihres Portemonnaies und dazu alles, was sie künftig

bekommen würde. Ein seltsames Gefühl, als schwebte sie eine Handbreit über den Pflastersteinen, und alles Schwere, das sie sonst zu Boden zog, war mit einem Mal verschwunden.

Aber es dauerte nicht lang. An jedem anderen Tag hätte Mia davonschweben mögen, doch jetzt siegte am Ende die Wirklichkeit, und die Sorgen waren wieder da, die Angst und das Bild des leeren Spiegels, das Mia noch in Wochen, in Monaten heimsuchen sollte, und ihr Herz krampfte sich zusammen, wollte sich von dieser Musik nicht mehr austricksen lassen. An diesem Tag stand Mia kein gutes Gefühl zu.

Der Junge schien das selbst mit geschlossenen Augen zu merken – woran, wusste Mia nicht. Er hörte auf zu spielen und ließ die Geige sinken. Und als ob das allein noch nicht schlimm genug war, blickte er Mia direkt in die Augen. Unter seinem Blick wurde ihr heiß und kalt, und ihr fiel nichts Besseres ein, als wie wild zu applaudieren. Das Stück war vorbei, das Publikum klatschte, so gehörte sich das. Ein paar Passanten blieben tatsächlich stehen, als wäre ein klatschendes Mädchen so viel interessanter als ein großartiger Geiger, und einer warf sogar eine Münze in den Kasten, als wäre er froh, dass der Junge endlich zu spielen aufgehört hatte: genug Gründe für Mia, an ihrem Geisteszustand zu zweifeln. Dass sie das zu oft tat und dringend damit aufhören musste, war ihr klar. Aber ausgerechnet mit dem Denken aufzuhören war wohl das Schwerste der Welt, und genau so schwer war es, sich auf andere Gedanken zu bringen an einem Tag wie diesem – außer wenn die Geige spielte.

»Danke.«

Mia zuckte zusammen. Ein Wort nur, aber es genügte, um alles in Mia zum Klingen zu bringen. Das war der Junge! Meinte er etwa sie? Jetzt war es zu spät, um sich schnell aus dem Staub zu machen. Ansehen, anlächeln, das ging alles noch, so was taten Musiker während eines Auftritts, da mussten sie ja mit dem Publikum flirten. Aber so direkt ansprechen – darauf war Mia nicht vorbereitet.

»Auch danke«, erwiderte sie. Und dann machte sich ihre Zunge oder zumindest der Teil ihres Gehirns, der sie steuerte, selbständig. »Das war sehr schön.« Die Worte klangen falsch. Schön, das war nicht das passende Wort, um diese Musik zu beschreiben, es war abgedroschen und abgenutzt – trotzdem, ein besseres hatte Mia nicht.

»Wie lange spielst du schon?« Richtig, das war genau das, was man einen irgendwie süßen Jungen, den man eigentlich besser kennenlernen wollte, in so einer Situation als Erstes fragen musste!

»Ich habe keine Uhr«, sagte er und lächelte.

Seine Stimme war anders als die der Jungs, die Mia sonst kannte. Okay, auch in Sachen Jungs war sie kein ausgewiesener Experte, aber sie hatte immerhin mehr als genug davon in ihrer Klasse. Seine Stimme war sehr warm, sehr weich, und er sprach mit einem Akzent, den Mia nicht einordnen konnte. Es klang nicht nach irgendeiner Sprache, die sie kannte, oder wie ein Dialekt, aber trotzdem auf eine schöne Weise fremd. Eine melodische Stimme, auch im Sprechen, und doch kein leiernder Singsang, wie man ihn im Rheinland so häufig hörte. Dieser Junge hatte eine Stimme wie die Geige. Sie passten gut zueinander, die beiden. »Ist es schon Abend?«

Er zwinkerte. Einen Moment lang sah er ein wenig verwirrt aus, hatte sich aber schnell wieder unter Kontrolle. Jemand anderem wäre es vielleicht gar nicht aufgefallen, aber Mia hatte einen Blick für so etwas entwickelt. Seine Augen waren groß und tief und fast golden, und Mia hätte stundenlang hineinschauen mögen. Es lagen Welten hinter diesem Blick, Welten, die sie gerne kennenlernen wollte.

Noch war Gelegenheit dazu, ihm ein paar weitere Münzen in den Kasten zu werfen und sich dann schleunigst aus dem Staub zu machen. Die Erinnerung daran, dass es so etwas wie Uhren gab, kitzelte irgendwas in Mias Unterbewusstsein, wies darauf hin, dass auch sie irgendwann mal nach Hause musste. Was sie sich aber stattdessen sagen hörte, war: »Möchtest du einen Kakao? Oder einen Kaffee oder eine Cola? Ich lade dich ein!« Die Zeit, in der

sie an ihrem Geisteszustand zweifeln musste, war vorbei: Jetzt war es glasklar, dass sie komplett den Verstand verloren hatte.

Einmal ausgesprochen, konnte sie die Einladung nicht mehr rückgängig machen, nur noch hoffen, dass der Junge sie vielleicht ablehnte – was die Sache aber auch nicht besser gemacht hätte. Als er nickte, fühlte sie wieder diese Wärme in sich. Aber was er dazu sagte, klang doch ein bisschen absurd.

»Wenn sie da Tassen haben, richtige Tassen – ich mag keine Pappbecher.«

Fast hätte Mia losgelacht: Wenn das alles war? Natürlich, man konnte sich darüber wundern, dass diesem Jungen die Tassen so viel wichtiger waren als das Mädchen, das ihn da einlud. Aber nachdem Mia sich für einen Tag schon genug gewundert hatte, beschloss sie, es diesmal besser zu lassen.

»Café Krokant«, sagte sie. »Die haben schönes Porzellan, keine zwei Tassen sehen gleich aus – auch keine zwei Stühle, und wenn du da noch nie warst, musst du das mal gesehen haben.«

Mit Caro konnte sie dort nicht hingehen, sie fand das albern mit den verschiedenen Tassen und Stühlen, aber Caro mochte auch am liebsten Kaffee mit Milchschaum und Sirup und Vanille und Pipapo aus Pappbechern. Mia sollte die beiden besser nicht miteinander vergleichen, sonst hätte sie Stunden damit zubringen können, und das, obwohl sie mit dem Jungen erst zwei, drei Worte gewechselt hatte! »Und es ist im vierten Stock, und man hat einen Ausblick über die ganze Stadt ... Du bist nicht von hier, oder?«

Er schüttelte sanft den Kopf, dann kniete er sich hin und verpackte seine Geige in dem Kasten, liebevoller als jedes Kind seine Puppe ins Bett gebracht hätte. Sorgfältig schloss er Schnalle um Schnalle, und ohne aufzusehen, sagte er leise: »Nein, ich bin nicht von hier. Ich bin sogar von ziemlich weit weg.« Hinter ihm stand ein Rucksack, und als er den packte und sich halb über die Schulter hängte, wusste Mia, dass er wirklich mit ihr kommen wollte. Einfach so. Obwohl sie noch nicht einmal seinen Namen kannte.

Mia tat gerne, als ob das Café Krokant ihr Lieblingscafé war, aber in

Wirklichkeit war sie erst einmal dort gewesen, zusammen mit ihrer Mutter. Sie waren erst ins Kino gegangen und dann noch ins Café ... das war ein guter Tag gewesen. Er war eine ganze Weile her, vielleicht zwei Jahre, aber ein guter Tag war ein guter Tag. Punkt. Mia wusste nicht einmal mehr, welchen Film sie gesehen hatten, besonders eindrucksvoll war er wohl nicht gewesen. Ganz anders das Café.

Es war nicht besonders groß, mehr ein Geheimtipp, und wenn man nicht wusste, dass es da war, konnte man leicht daran vorbeilaufen, ohne es zu bemerken. Keine Schaufenster, kein Kaffeeduft, kein Stimmengewirr, das aus dem vierten Stock nach unten gedrungen wäre. Nur ein unscheinbares Schild neben einem Hauseingang: Café ~ Herzlich willkommen, in verschnörkelten weißen Buchstaben auf schwarzem Grund. Der Aufzug musste uralt sein und wenn man zu zweit drinsteckte, war es schon etwas eng, aber Mias Mutter stieg eben nicht gern Treppen. Doch wenn man erst einmal oben war, einen Platz am Fenster erobert hatte, und es war dann noch gutes Wetter – dann machte die umwerfende Aussicht eine Menge wett. Es war gemütlich dort, und viel größer hätte es auch gar nicht sein dürfen, denn so viele verschiedene Stühle und so viel verschiedenes Geschirr waren dann doch sicherlich schwer zu bekommen!

So wie das Krokant stellte sich Mia ein Künstlercafé vor, und sie hatte sich nie getraut, allein dort hinzugehen. Nicht nur, weil das keinen Spaß gemacht hätte, sondern auch, weil sie sich dabei wie ein Hochstapler vorgekommen wäre. Sie war keine Künstlerin, und sie war sich sicher, dass man ihr das schon von weitem ansah. Aber jetzt hatte sie einen echten Künstler im Schlepptau, und wenn es einen Ort in der Stadt gab, um mit diesem etwas seltsam geratenen Jungen in Ruhe einen Kakao zu trinken, dann hier. Außerdem war es bestimmt der letzte Ort, an dem man ihn rausschmeißen oder nicht bedienen würde, auch wenn er so aussah, als ob er ein Bad vertragen könnte und seine Kleider eine Wäsche.

Während sie durch die Stadt gingen, redeten sie kaum – Mia wollte ihn

nicht nach Dingen ausquetschen, die sie am Ende nichts angingen. Wie er auf der Straße gelandet war, wusste er sicher selbst am besten, und ehe er nicht sagte, dass er keinen Schlafplatz für die Nacht hatte, würde sie weder danach fragen noch ihm einen anbieten. Ja, sie hatten jetzt natürlich ein freies Bett zu Hause, aber Mia konnte nicht einfach einen fremden Jungen mitbringen, mal eben so, das ging nicht. Sie konnte ja noch nicht mal nachmittags eine Freundin mit nach Hause bringen, ganz abgesehen davon, dass sie das inzwischen auch gar nicht mehr gewollt hätte ... Lieber an etwas anderes denken!

»Hier sind wir«, sagte sie endlich und war froh, dass an der Tür noch ein kleines Schild mit der Aufschrift »geöffnet« baumelte – besser hier unten, als oben vor verschlossener Tür zu stehen! »Ich hoffe, du hast kein Problem mit Höhen?« Er schüttelte den Kopf, und dabei hätten sie es belassen sollen, aber Mia setzte noch hinterher: »Oder mit Aufzügen?« Sie war zu sehr daran gewöhnt, solche Fragen zu stellen.

»Gibt es keine Treppe?«, fragte er.

Mia seufzte. Eine Mutter, die keine Treppen mochte, und ein Junge, der etwas gegen Aufzüge hatte – beides war irgendwie schlecht. Also ging es jetzt vier Etagen zu Fuß hoch, denn es wäre wohl ziemlich unhöflich gewesen, ihn allein hochsteigen zu lassen und selbst zu fahren. Nun, vielleicht war das auch ganz gut, denn so eng, wie der Aufzug war, hätte das garantiert für Verlegenheit gesorgt – wenn nicht bei ihm, dann bei ihr. So sorgte es nur für Atemnot. Mia war zu sehr an Aufzüge gewöhnt, als dass sie noch gern Treppen stieg. Außer in der Schule natürlich, aber da hatte sie keine Wahl. Vier Stockwerke! Wenn es das bloß wert war!

Aber als sie oben angekommen waren, war der einstige Zauber dieses Ortes verflogen. Mia blickte sich ungläubig um und sah einen rumpeligen, schlecht beleuchteten Raum vor sich, der aussah, als ob jemand das gesamte Mobiliar willkürlich vom Sperrmüll zusammengeklaut hatte. Der besondere Charme, an den sie sich erinnerte, hatte nicht viel mit dieser Wirklichkeit zu tun. Es

gab noch zwei andere Gäste, auch an einem Fensterplatz, denn ganz ehrlich, warum hätte man an irgendeinem der anderen Tische sitzen wollen?

Trotzdem bemühte Mia sich, begeistert zu klingen. »Da wären wir. Das ist mein Lieblingscafé!«

»Das freut mich zu hören«, sagte die einzige Kellnerin, obwohl sie nicht gemeint gewesen war, und es gefiel Mia nicht, dass sie einfach zugehört hatte. Aber wenn dies ihr Lieblingscafé war, musste sie auch auf gutem Fuß mit dem Personal stehen. Und hoffen, dass der Junge darauf reinfiel. Es fühlte sich nicht gut an, ihm Theater vorzuspielen – selbst wenn es nicht gelogen war, es war doch nicht die Wahrheit. Wenigstens schien er selbst keineswegs abgestoßen zu sein von der merkwürdigen Umgebung. Der Grundgedanke war ja auch irgendwie schön: Es mussten keine zwei Dinge auf der Welt und keine zwei Leute gleich sein, um trotzdem zueinander zu passen. Allerdings wäre die Botschaft deutlich besser übergekommen, wenn die Möbel auch harmonisiert hätten, statt einfach nur im gleichen Raum herumzustehen, nicht wie eine Familie, sondern wie Fremde.

»Es ist schön hier«, sagte der Junge, und sein »schön« klang genau wie dasjenige, das Mia für sein Geigenspiel benutzt hatte: als ob es eigentlich ein größeres Wort dafür geben müsste. Dann fing er an, die verschiedenen Möbel zu mustern und Probe zu sitzen. Er suchte sich seinen persönlichen Stuhl aus und trug ihn kommentarlos an einen anderen Tisch, der ihm wohl besser gefiel und von dem aus man die Aussicht auf die Stadt genießen konnte, beinahe wie ein alter Stammgast, der längst zum Inventar des Hauses gehörte. Mia schüttelte nur leicht den Kopf, nahm den Stuhl, der jetzt zu viel war, und stellte ihn zu dem anderen Tisch. Es war ja wohl egal, was hier wo stand, und wenn nicht, konnten die das hinterher immer noch zurückräumen. Die Kellnerin sah ihnen zu, stellte aber keine Fragen und schien sich auch nicht groß zu wundern – und das hieß, Mia konnte sich die Erklärungen sparen und die Entschuldigungen erst recht.

Endlich saß sie auf ihrem Stuhl, der ein bisschen kippelte, und schaute aus

dem Fenster. Die Scheibe war von außen ziemlich eingedreht, es war wohl kein Vergnügen, im vierten Stock die Fenster zu putzen, und anstelle der großartigen Aussicht sah Mia vor allem ihr eigenes trübsinniges Spiegelbild. Sie betrachtete es einen Moment lang reglos, bis es auseinanderdriftete und sie sehen ließ, was dahinter lag, eine stille Welt, von der Wirklichkeit durch eine Glasscheibe getrennt, schön und friedlich anzuschauen, nur anschauen, nicht anfassen ...

Dann wusste Mia plötzlich wieder, dass sie nicht allein hier war. Der Junge sagte nichts, und auf den ersten Blick sah es beinahe so aus, als schaue auch er aus dem Fenster hinaus über die Stadt, aber in Wirklichkeit beobachtete er Mias Spiegelbild. Als sie das merkte, fasste Mia einen Entschluss, einfach so. Sonst war sie eigentlich nie spontan, aber an diesem Tag ... Das war bestimmt schon das dritte Mal! »Kann ich dir etwas erzählen?«, fragte sie todesmutig. Caro war weit weg und hier saß ein Junge, den sie überhaupt nicht kannte, von dem sie nichts wusste, als dass er so gut Geige spielte wie kein anderer. Aber wenn es einen Menschen gab, dem sie ihr Herz ausschütten wollte, dann ihm. Und wenn überhaupt ein geeigneter Moment hierfür existierte, dann ... genau jetzt.

Er nickte. »Sicher. Erzähl mir etwas.«

Und so erzählte Mia ihm von dem leeren Spiegel.

Zweites Kapitel



Mia hatte sich schon zurechtgelegt, wie sie die Geschichte am besten erzählen könnte, ohne allzu viel zu verraten, was sie am Ende selbst in Schwierigkeiten bringen konnte. »Weißt du, Caro, meine Schwester ist heute ins Krankenhaus gekommen ...« Aber hier saß nicht Carolin, hier saß ein wildfremder Junge, der weder Mia noch Luisa kannte, und so sagte sie geradeheraus: »Wir haben heute meine Schwester in die Psychiatrie eingeliefert.«

In der Nacht war Mia plötzlich wachgeworden und wusste gleich, dass etwas nicht stimmte, als sie die Geräusche aus dem anderen Zimmer hörte. Sie und Luisa schliefen Wand an Wand, das war immerhin besser als früher, wo sie sich das Zimmer teilen mussten. Ihr Vater hatte zwei daraus gemacht, mit einer Wand aus Rigips dazwischen, und so hatten sie jetzt jede ihr eigenes, wenn auch leider etwas hellhöriges, Reich. Mia hörte es, wenn Luisa die Musik aufdrehte, immer das gleiche Lied in Endlosschleife, bis Mia schließlich gegen die Tür hämmerte und drohte, die Wand einzureißen und den Ton eigenhändig runterzudrehen, wenn Luisa nicht sofort leiser machte. Aber das jetzt, mitten in der Nacht, das war keine Musik. Es war ein dumpfes Hämmern, wumm! – wumm! – wumm! Immer eine Pause von zwei, drei Sekunden nach jedem Schlag und dann der nächste, und Mia wusste sofort, was es war. Luisa schlug ihren Kopf gegen die Wand.

Zum Glück war die Tür nicht abgeschlossen. Mia hatte schon ein paar Mal überlegt, ihr heimlich den Schlüssel wegzunehmen, die meisten Türen im Haus ließen sich sowieso nicht abschließen. Aber Mias Eltern glaubten wohl,

wenn man schon zwei Töchter im Teenageralter hatte, musste man ihnen etwas Privatsphäre gewähren, und ehrlich gesagt war auch Mia oft genug froh zu wissen, dass nicht bei jeder Gelegenheit ihre Mutter im Zimmer stehen würde. Wenn aber Luisa sich einschloss, war das gar nicht gut – und dass sie es diesmal nicht getan hatte, machte die Sache auch nicht besser.

»Lulu, ich bin's!«, sagte Mia leise. »Ich bin hier – ist alles in Ordnung?« Sie wussten beide, dass es das nicht war.

Luisa saß aufrecht in ihrem Bett und fuhr damit fort, die Stirn gegen die Wand zu hauen, bis sich Mia zu ihr auf die Bettkante setzte und sie bei den Schultern packte. Sie wehrte sich nicht. Aber sie sah schlimm aus. Mia schaltete die Bettlampe ein und Luisa zuckte zusammen und versuchte mit dem Arm ihre Augen vor dem Licht zu schützen wie so ein alberner Filmvampir: Ihre Augen waren so weit geöffnet, als wären ihre Lider oben festgeklebt, mit dunklen Ringen darunter, rote Flecken auf ihren Wangen in einem ansonsten bleichen Gesicht, glänzend vor Schweiß oder Fieber oder beidem. »Ich kann nicht schlafen!«, sagte sie, und ihre Stimme war leise und schrill gleichzeitig.

»Die wievielte Nacht?«, fragte Mia vorsichtig und streichelte ihrer Schwester über das Haar, über den Arm, den Rücken, ganz sanft.

»Ich weiß nicht mehr ... die vierte? Muss die vierte sein.« Mit fahriger Bewegung versuchte Luisa, die Lampe wegzudrehen, und Mia schaltete sie wieder aus. Sie brauchten kein Licht, um zu reden, und Luisa musste nicht noch wacher werden, als sie ohnehin schon war.

»Hast du wieder bis drei Uhr am Computer gesessen? Dann beschwer dich nicht.«

»Aber ich werde einfach nicht müde! Wenn ich am Rechner bin, hab ich wenigstens noch etwas zu tun, aber wenn ich hier im Bett liege und mich hin und her wälze, stundenlang ... Ich schlafe nicht, so oder so.«

»Und die Smarties?«, fragte Mia.

Sie wussten beide, was gemeint war. Einmal hatte Mia auf Luisas

Nachttisch ein braunes Smartie gefunden – oder vielmehr etwas, das genauso aussah – und ihn sich in den Mund geschoben, noch bevor ihre Schwester eingreifen konnte. Blöd, wie sie war, hatte sie auch noch gleich draufgebissen und danach gespuckt und gespuckt, aber diesen abartig bitteren Geschmack war sie nicht mehr losgeworden. »Bah! Was ist das? Es ist ja eklig!«

»Baldriantabletten. Aus der Drogerie. Zum Einschlafen.« Aber jetzt schüttelte Luisa nur den Kopf. »Wirken nicht mehr.«

Mia kaute auf ihrer Lippe herum. »Wir müssen es ihnen jetzt sagen. Mama zumindest.«

Luisa flippte fast aus. »Nein! Das kannst du nicht machen! Du hast es versprochen! Die denken doch, ich bin krank –« Sie brach ab, aber die nächsten Worte hingen in der Luft, ohne dass sie jemand aussprechen musste: krank wie Mama.

Mia schüttelte den Kopf und drückte Luisa fest an sich, um sie zu trösten, zu beruhigen, und damit sie nicht wieder den Kopf gegen die Wand schlagen musste.

»Du schläfst bestimmt gleich ein«, sagte sie, auch wenn sie selbst nicht mehr dran glaubte. »Du bist nicht krank, nur weil du mal nicht richtig schläfst.« Dieses »Mal« zog sich jetzt schon über Monate hin, auch wenn es vorher nicht so extrem war wie jetzt. Inzwischen schlief Luisa gar nicht mehr oder nur noch zwei Stunden pro Nacht, und sie wussten beide, das war krank. »Du hörst ja keine Stimmen oder so.«

»Doch«, flüsterte Luisa.

Mia hätte sie vor Schreck fast losgelassen und drückte sie stattdessen nur noch fester. »Nein!«

Luisa schüttelte den Kopf. »Es sind keine richtigen Stimmen«, sagte sie und wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. »Ich meine, ich verstehe nicht, was sie sagen, es ist nur so ein Murmeln und Murmeln – wie wenn du vor einer Tür stehst und auf der anderen Seite sitzen drei Tanten beim Kaffeeklatsch, und ich weiß, sie haben mir nichts zu sagen ...«

»Dann hör nicht auf sie!«

»Ich höre ja nicht auf sie, verdammt!«, fauchte Luisa. »Sie sind nicht da, nicht wirklich, ich weiß das. Aber egal, wie oft ich ihnen das sage, davon gehen sie auch nicht weg! Sie sitzen hier, hier direkt hinter meiner Stirn«, und noch bevor Mia sie festhalten konnte, drehte sie abrupt den Kopf zur Seite und schlug ihn erneut gegen die Wand. »Verdammt! Ich will doch nur, dass es aufhört ...«

Mia hatte versprochen, nichts zu verraten. Sie hatten es einander versprochen, beide, es sollte ein Geheimnis bleiben, wenn es passierte, solange das irgendwie möglich war. Es, das war der Moment, in dem sie den Verstand verloren, in dem sie verrückt wurden wie ihre Mutter, und anfangen mussten, die Tabletten zu nehmen. Es gab Tage, da fürchtete Mia diese Aussicht mehr als den Tod.

Die Tabletten waren wichtig, das wussten sie, wichtig und richtig. Die Tabletten ermöglichten ein Leben, das fast normal war. Aber wenn sie die alten Fotos von ihrer Mutter sahen, ein schlankes junges Mädchen mit blitzenden Augen, bevor sie so plump geworden war und müde und träge –, wenn sich Mia vorstellte, dass sie selbst oder Luisa einmal so aussehen würden und sie die Tabletten nehmen mussten bis ... ja, vielleicht bis zu ihrem Tod – wenn sie das verhindern konnten, egal wie, waren sie gerettet.

Aber als Mia am anderen Morgen ihre Schwester sah, die wie ein hysterischer Flummiball durch die Wohnung titschte; die darauf bestand, den früheren Schulbus zu nehmen, als könne sie nicht erwarten, dass der Tag an ihr vorüberzog und sie in einer weiteren schlaflosen Nacht absetzen würde – als sie das alles sah, da wusste Mia, sie hatte keine andere Wahl mehr, als das Versprechen zu brechen und es ihren Eltern zu sagen. Sie rechnete damit, dass die dann mit Luisa zum Arzt gehen würden, damit sie irgendwas verschrieben bekam, mit dem sie endlich schlafen konnte. Es war ja nur der Schlaf, der fehlte, alles andere kam vom Wachsein. Gebt ihr etwas Richtiges zum Schlafen, und alles wird gut ... Aber stattdessen ließen ihre Eltern Luisa

in die Psychiatrie einweisen.

Mia hatte mit dem Schlimmsten gerechnet, mit Gegenwehr und Schreien und großem Theater, aber nicht damit, dass Luisa einfach in sich zusammenzuklappen würde, als ob sie wusste, dass jetzt alles vorbei war. Sie bestand noch darauf, ihren Koffer selbst zu packen, sie suchte ihre Sachen zusammen, wählte ein paar Bücher aus wie ein ganz normaler und gesunder Mensch, aber das war nur noch ein letztes Aufbäumen von Vernunft. Luisa war ein Mensch, der wusste, wann er verloren hatte. »Mimi soll mitkommen«, sagte sie noch, das aber so oft, dass Mia schließlich, statt zur Schule zu gehen, an genau denjenigen Ort fuhr, den sie sich niemals zu betreten geschworen hatte.

Was die Schule anging, verpasste sie nicht viel. Mia ging nicht gern zur Schule, das war kein Geheimnis. Sie war eine gute Schülerin und konnte sich erlauben, das eine oder andere Mal zu fehlen, und da sie die Unterschrift ihrer Mutter gut genug beherrschte, konnte sie sich auch ihre eigenen Entschuldigungen schreiben, wenn das nötig war.

Diesmal brauchte sie das nicht; ihre Mutter rief an und meldete beide Töchter ab. Mia war froh, dass sie dabei nicht zuhören musste. Sie wollte nicht, dass die Schule erfuhr, was wirklich mit Lulu los war; »ins Krankenhaus« war ja schön und gut, aber Psychiatrie bedeutete das Ende. Wenn man einmal da drin war, kam man so schnell nicht wieder raus. Und wenn das bekannt wurde, wenn das die Runde machte, dann konnte Mia sich auch gleich selbst einweisen lassen. So kam einfach nur eine weitere Lüge zu denen, die schon da waren.

Auf der Autofahrt weinte Luisa, und ihre Mutter versuchte sie zu trösten. Ausgerechnet sie! Nun, wer auch sonst, ihr Vater konnte ja wegen so etwas nicht einfach seine Außendiensttermine platzen lassen, sonst verlor am Ende noch so ein armer Kunde den Verstand vor Verzweiflung, weil der Computer kaputt war, und niemandem war gedient. Trotzdem, Mia wurde so wütend davon, dass sie selbst kein Wort mehr herausbrachte. Natürlich, ihre Mutter

konnte nichts dafür, sie war eben, wie sie war, und ihre Gene waren das auch, und die waren schuld. Es machte schon einen Unterschied, ob man sich eine Grippe einfing und für zwei Wochen krank war oder ob man verrückt wurde. Verrückt war man sein Leben lang. Jetzt hatte es Luisa erwischt – und dann? Lulu war nur zwei Jahre älter als Mia. Sie konnte sich also schon mal den Tag im Kalender markieren, an dem es mit ihr auch so losgehen würde. Oder steckte sie nicht selbst schon längst mittendrin?

»Ich will doch nur schlafen«, heulte Luisa. »Ich hab nichts gemacht. Ich nehme keine Drogen, ich trinke keinen Alkohol, ich rauche nicht, ich kiffe nicht, ich hab nichts gemacht ...«

Es klang immer so einfach: Vermeide alles, was bei anderen Leuten eine Psychose auslösen kann, und du bekommst keine. Aber so einfach war das wohl doch nicht. Wenn es sie früher oder später sowieso erwischte, konnte Mia eigentlich auch gleich mit dem Kiffen anfangen. Nur dumm, dass sie das überhaupt nicht wollte.

»Das ist nicht schlimm«, sagte ihre Mutter, bestimmt schon zum dritten Mal, aber davon wurde es nicht wahrer. »Ich denke, du hast eine Psychose, so etwas kann jeder bekommen, das geht vorbei.«

»Und warum sperrt ihr mich dann weg?«, fragte Luisa, und Mia hoffte, dass sie sich selbst nicht hören konnte – in ihrer Stimme war dieses Schrille, das sie so gut von ihrer Mutter kannten, und das immer ein Alarmzeichen war, einen Bogen um sie zu machen, bis es ihr wieder besser ging. »Warum darf ich nicht einfach in meinem Bett schlafen, warum?«

»Weil wir sichergehen wollen, dass es nur eine einmalige Psychose ist und keine Schizophrenie. Weil du ein paar Tage unter Beobachtung sollst, bis du richtig eingestellt bist.« Eingestellt, wie das schon wieder klang! Lulu war ein Mensch, kein Radio oder Fernsehgerät! Sie meinten damit die Medikamente, aber warum sagten sie das dann nicht direkt? Psychose, Schizophrenie, manische Episoden – es gab zu viele verschiedene Begriffe, damit es auch wirklich wie eine echte Krankheit klang, schön medizinisch, etwas, gegen das

man Tabletten nahm, damit es wegging, statt einfach nur zu sagen, sie hat halt den Verstand verloren. Sie ist verrückt geworden, wie ihre Mutter, eine ganze Familie von Irren ... Mia schaute aus dem Fenster, damit niemand sah, dass sie auch weinte.

Die psychiatrische Klinik sah von außen aus wie ein normales Krankenhaus. Da stand nicht »Psychiatrie« an der Tür oder »Irrenhaus« oder »Klapse«, nur ganz schlicht »Alexianer Krankenhaus«, aber das änderte leider nichts an dem, was es war. Ein düsterer Bau aus rotem Backstein, eines von vielen Backsteinhäusern in der Stadt, Industriezeitalter lässt grüßen, und doch sah man diesem hier an, dass es etwas anderes war. Die Eingangstür war von hellem Sandstein eingefasst, um dem Ort einen freundlichen Eindruck zu verpassen, den er doch nicht bekommen wollte, wenn man einmal wusste, was es mit ihm auf sich hatte.

»Wir haben hier eine Überweisung, bei meiner Tochter besteht der Verdacht auf eine Psychose. Ich bin selbst betroffen, eine bipolaren Störung, sie hat das von mir ...« Mia hätte kotzen mögen. Die Überweisung war ein Witz, der Arzt hatte sich Lulu noch nicht mal angesehen. Ihre Mutter hatte angerufen, dann waren sie da vorbeigefahren und hatten die Überweisung abgeholt, als ginge es zum Augenarzt oder Orthopäden oder Frauenarzt. »Das ist doch allemal besser, als wenn die arme Lulu in ihrem Zustand auch noch zweimal im Wartezimmer sitzen muss.« Von wegen, der Arzt hätte ja auch sagen können, es ist alles okay mit ihr, hier sind ein paar Schlaftabletten, gute Nacht, träum schön ...

Stattdessen saßen sie jetzt hier im Wartezimmer, wie auf dem Vorhof vom Schlachthaus, und obwohl die Tür ganz nah war, gab es kein Wegrennen mehr. Nicht für Luisa jedenfalls. Ob sie wusste, dass ihre eigene Schwester sie verraten hatte? Mia biss sich auf die Lippen und versuchte, nicht allzu sehr nach schlechtem Gewissen auszusehen. Und erst recht nicht nach geisteskrank.

Mia hatte erwartet, dass es schnell gehen würde – wie viele Leute wurden

denn schon pro Tag in die Psychiatrie eingeliefert? Aber obwohl sie eine Überweisung hatten, musste Luisa doch erst noch von einem Arzt untersucht werden, und da sie im Wartezimmer nicht die Einzigen waren, dauerte es eine ganze Weile. Mia vertrieb sich die Zeit damit, zu überlegen, wer wohl Patient und wer nur Begleiter war, andererseits wollte sie das lieber gar nicht so genau wissen. Vielleicht war es ja auch nur eine Frage der Zeit, bis diese Rollen vertauscht waren.

Sie hätte sich etwas zu lesen mitnehmen sollen – Lulu hatte Bücher in ihrem Koffer, aber sie sah nicht so aus, als ob sie eines rausnehmen wollte. Verkrampft saß sie da, die Augen geschlossen, und zitterte ein bisschen, ob vor Angst, Kälte, oder weil sie inzwischen einfach die Kontrolle über ihren Körper verloren hatte, wusste Mia nicht. Mit ihr reden war auch unmöglich, und Mia traute sich auch nicht so recht wegen der anderen Leute. Blieb nur ihre Mutter, die aussah, als machte es für sie keinerlei Unterschied, ob sie im Wartezimmer beim Zahnarzt saß oder in der Psychiatrie. Sie blätterte in einem der ausliegenden Magazine, und entweder war sie tatsächlich vergnügt, oder sie tat zumindest so, um ihre Töchter aufzumuntern.

»Schaut euch das an«, sagte sie, »das Goldene Blatt, Frau im Spiegel, Neue Welt – warum denken immer alle Leute, geisteskrank bedeutet geistesschwach? Gut, dass du etwas Richtiges zu lesen mithast, Lulu.«

Mia wünschte sich, ihre Mutter wäre still. Was sollten die anderen Leute denken, die kamen noch auf die Idee, sie selbst wäre die Patientin! Außerdem sollte sie das Wort »geisteskrank« hier nicht benutzen, zu Hause war das okay, aber hier konnten sich Leute beleidigt fühlen, und das waren immerhin Psychiatriepatienten, die ihre Gefühle nicht immer unter Kontrolle hatten.

»Sei doch leise!«, flüsterte sie. »Wir wissen, was du von so was hältst, das musst du uns nicht noch mal aufs Butterbrot schmieren!«

Warum hatte sie bloß immer wieder das Gefühl, für ihre Mutter verantwortlich zu sein? Es gehörte andersrum, und doch war es schon lange so – zu oft war Mia vor Scham im Boden versunken, wenn ihre Mutter sich

wieder mal etwas erlaubte, das kein normaler Mensch getan hätte. Es war nicht so, dass sie ihre Mutter nicht lieb hatte, im Gegenteil, sie war ja immer noch ihre Mutter! Aber trotzdem hätte Mia lieber eine normale Mutter gehabt. Nicht irgendeine andere, schon ihre eigene, nur eben in normal.

Wenigstens argumentierte sie jetzt nicht, sondern blätterte in ihrem Magazin und beließ es bei Kommentaren wie »Hm«, »Soso« und »Das glauben die doch selbst nicht!« Sie hatte das Heft auf dem Schoß und blätterte mit einer Hand, den anderen Arm fest um Luisa gelegt, ohne sie jemals loszulassen. Auf der anderen Seite hielt Mia die Hand ihrer Schwester, und so fest, wie Luisa Mias Finger drückte, war es keinen Tag zu früh, ihr endlich Hilfe zukommen zu lassen.

Immer wenn ihre Mutter umblätterte, zuckte Luisa zusammen, und auch wenn sie erst nichts dazu sagte, blähten sich ihre Nasenflügel wie vor Zorn, bis sie schließlich fauchte: »Hör damit auf!« Und dann, etwas erzwungen: »Bitte.«

»Zu laut für dich?«, fragte ihre Mutter sanft, und als Luisa ein Nicken von sich gab, das ebenso gut ein Zittern sein konnte, legte sie die Zeitschrift beiseite und ihre andere Hand auf Lulus Knie. Mia biss sich auf die Lippe, um keine falschen Geräusche zu machen. Es war nicht gut, eine nervenranke Mutter zu haben, wenn man selbst normal war, aber vielleicht, wenn man selbst krank war, hieß das, dass sie einen besser verstehen konnte als eine normale. Andererseits säße Lulu dann jetzt überhaupt nicht hier.

Schließlich stand Mia auf. Sie wollte ihrer Schwester beistehen, wie die sich das gewünscht hatte, aber Mia war nicht nur eine Schwester, sie war auch ein Mensch, und sie musste mal. »Ich bin gleich wieder da«, sagte sie, und dann machte sie sich auf die Suche nach einem Klo.

Mia hoffte, dass eines direkt im Eingangsbereich zu finden war, aber die altmodische Empfangshalle war schnell überschaut, ergebnislos. So fragte Mia vorsichtig an der Rezeption nach. »Entschuldigung, ich suche die Toilette.«

»Durch die Tür da vorne, den Gang runter, ganz bis zum Ende, und in dem großen Raum, in den du dann kommst, auf der linken Seite.«

Mia nickte und bedankte sich und fühlte doch, wie ihr das Herz in die Hose rutschte. Diese Tür führte in die Tiefe des Gebäudekomplexes, raus aus dem Wartebereich für die Normalen, dorthin, wo die Verrückten waren. Nicht die Gefährlichen, das konnte Mia sich denken, die saßen in ihren Zimmern und kamen da nicht so ohne Weiteres raus, aber doch dorthin, wo auch Patienten waren. Sie hatte zwar keine Angst, dass die ihr etwas tun würden, wohl aber, dass man sie vielleicht nicht wieder zurücklassen würde. Sie bemühte sich, ganz und gar wie ein Besucher auszusehen, und achtete darauf, sich nicht so zu bewegen wie die Kranken, als sie den Gang hinuntermarschierte. Nach so vielen Jahren hatte sie ein Auge dafür, und die ersten Leute, an denen sie vorbeikam, liefen auch genauso, wie Mia das kannte: mit hängendem Kopf, den Blick zu Boden gerichtet, die Schultern zusammengekniffen. Aber das, was ihr immer am meisten auffiel, war, dass sie nicht im richtigen Takt mit ihren Armen schwangen. Sie wusste nicht mehr, wann es ihr das erste Mal aufgefallen war, aber wenn sie sich fragte, ob jemand, den sie auf der Straße traf, krank im Kopf war, schaute sie immer darauf, wie er beim Gehen die Arme bewegte. Es musste nicht ausgeprägt sein und sicher gab es auch genug Kranke, die überhaupt nicht von den Gesunden zu unterscheiden waren. Aber die Patienten hier, die ja mehr waren als nur ein bisschen krank, bei denen sah man einfach, dass ihre Körper nicht im Gleichgewicht waren.

Mia achtete darauf, keinen von ihnen wirklich anzusehen. Sie sollten sich nicht angestarrt oder beobachtet vorkommen, alles, was Mia hier interessierte, war das Klo. Sie bog in der Halle schnell nach links ab, ohne auf die Menschen zu achten, die dort saßen, standen, miteinander redeten – es konnte so etwas wie ein Aufenthaltsraum sein, Mia wollte das nicht genau wissen, sie war nicht zum Aufenthalt da. Zwei Türen, ein Männlein rechts, ein Weiblein links – weil ja nur Männer Hosen trugen, natürlich! – und Mia war am Ziel. Und wäre am liebsten gleich rückwärts wieder rausgegangen.

Das Erste, was sie sah, waren die Türen zu den beiden Kabinen. Sie waren übersät von Brandflecken, wie von Hunderten ausgedrückter Zigaretten. Nicht mal bei ihr in der Schule sahen die Toilettentüren derart versifft aus! Natürlich, in der Klinik herrschte sicher Rauchverbot, und bestimmt qualmten viele von den Patienten dann heimlich hier. Aber hatten sie denn keinerlei Respekt vor den Dingen, konnten die ihre Kippen nicht einfach im Klo runterspülen, und gut war's? Das machten die Mädchen aus Mias Klasse, die rauchten, auch so, aber schließlich konnte man ja auch von der Schule fliegen, aber schlecht aus einer Nervenklinik. Es sei denn, sie machten das mit Absicht, in der Hoffnung, rausgeschmissen zu werden, um wieder freizukommen?

In der Luft lag ein unangenehmer Geruch von Rauch und Putzmitteln. Plötzlich bekam Mia Angst, mit wem Luisa da wohl zusammentreffen würde, ob sie ein eigenes Zimmer bekam oder es mit jemandem teilen musste, vielleicht einem drogenabhängigen Mädchen auf Entzug, das dann aggressiv wurde. Oder sperrte man sie weg, dass sie gar keinen Kontakt zu den anderen hatte, bis klar war, was genau mit ihr nicht stimmte? Und war das jetzt gut oder schlecht? Mia betrachtete die kleinen Brandlöcher und schüttelte den Kopf. Es war immer noch besser, die drückten die auf der Klotür aus als auf ihren Unterarmen oder auf denen von anderen Leuten.

Aber als sie fertig war und sich die Hände waschen wollte, fiel ihr Blick auf den Spiegel. Oder besser: auf das Stück Wand, wo ein Spiegel hätte sein müssen. Die Halterungen waren noch da, vier Stück, zwei oben, zwei unten, sie waren leer und unschuldig – Spiegel? Welcher Spiegel? Doch Mia wusste sofort Bescheid. Jemand hatte den Spiegel, der früher da war, zerschlagen. Aus Wut? Oder um sich die Pulsadern daran aufzuschneiden?